

Nr. 172. Bromberg, den 30. Juli 1932.

„Antworte, Charlie, die Zeit verrinnt“

Roman von Rolf Brandt.

(4. Fortsetzung.)

Der Krieg war aus. Ehe der Kriegsgerichtsrat mit ihm sprach, war Charlie in Paris. Es war ihm nichts geblieben aus all den Jahren als ein Haß gegen die anderen, die in wirklichen Schlössern geboren waren, deren Bewegungen er kannte und deren Sprache er gebrauchen konnte. Die letzten Hemmungen waren in ihm zerbrochen. Er war entschlossen, keine Teller mehr zu waschen: Er wurde Hochstapler.

Wir haben ihn gesehen, wir wünschen ihn nicht zu bemitleiden. Es war schon gesagt: Wir lehnen die billige und törichte Glorie für solche Männer aus dem Gleise ab, auch für Charlie. Aber er ist kühn auf den Boden dieser Geschichte der Nachkriegszeit getreten mit diesem tollen Stück in Koblenz, das den bunten Mantel des Gelächters um sich trägt. Wir wollen ein Stück seines Weges aufzeichnen.

*

Schneller als das Rheinwasser rauschten die Gedanken an Charlie vorüber. Er hatte sich wenig Gedanken über den Weg seines Lebens gemacht, er war ihn gegangen. Es ist eine verdammte Geschichte, mit sechzehn Jahren auf der Straße zu stehen. Er hatte nie viel Wahl gehabt eigentlich. Im Krieg war er vielleicht am glücklichsten gewesen. Er kämpfte nicht für Belgien; ihm war Belgien gänzlich gleichgültig. Wenn man ihn gefragt hätte, als was er sich eigentlich fühle, und er hätte ein wenig nachgedacht, dann hätte er geantwortet, daß er ein Deutscher sei. Seine Mutter hatte sogar mit ihrer einmal schönen Stimme, die später ganz zerbrochen war, ihm ein paar Kinderliedchen vorgesungen.

Verdammt, dachte Charlie, man wird scheußlich sentimental! Man müßte sich entscheiden . . . Was sollte das ganze verrückte Getue mit dieser Brigitte, die eine Millionärin war und außerdem sicherlich vor Moral triefte? Ach, er konnte sich nicht helfen. Er sah wieder ihr kühn geschnittenes Gesicht, diese Augen, die, wenn sie zornig wurden, fast wie ein Smaragd aussahen. Man kann nichts dagegen tun. Es fängt einen. Da kommt man nach Koblenz und landet den schönsten Coup seines Lebens, und dann wird einem solch Netz über den Kopf geworfen! Man sollte gehen, ohne Abschied gehen. Dies endete irgendwie mit Kraftlosigkeit; dies endete vielleicht in einer dieser verdammten Zellen . . .

Wie war die Lage? Charlie begann zu pfeifen. Er ging jetzt an der Moselseite. Da stand eine amerikanische Wache. Die Lage war ausgezeichnet. Die Lage war eigentlich noch viel besser, als er es kapiert hatte bisher. Er war ein Esel gewesen, als er diesem Brown so viel Zugeständnisse machte.

Er lachte in sich hinein, dies unsichtbare Gelächter, das er in der schlimmen Zeit seines Lebens gelernt hatte. Was ist denn, Charlie? Hat dieser Mensch dein Ehrenwort ernst genommen? Er hat dich in Schlingen gefangen, die ja gar nicht für dich geflochten sind. Gaunermoral . . . Im Augenblick, da er dies Wort dachte, war es ihm, als ob er einen Schlag bekäme. Als ob zwei fremde Hände sich leicht und fest auf seine Schultern legten. Gaunermoral? Natürlich — man ist Gauner; nichts anderes. Es ist unnötig, darüber nachzudenken. Es ist sinnlos, außerhalb der Gesetze zu leben und einen Ehrenkodex anzunehmen, der nicht gültig war außerhalb dieser Gesetze. Wozu setzt man soviel ein, um diese leeren und herzlosen Weiber, die immer für Geld zu kaufen sind oder für den Wert von Geld, für ein gutes Hotelzimmer, für ein seidenes Hemd? Pfui Teufel — das konnte man vielleicht heute noch anders gewinnen! Es lohnte außerdem alles nicht. Die Gefahr lohnte, das Spiel lohnte, ach, es lohnte, um diese Brigitte einen ordentlichen Einsatz zu wagen . . .

Was war Glück? „Ich bin mir ziemlich klar: Wenn ich der wirkliche Fürst Tervueren wäre und die silberne Schärpe umbände und einen Antrag machte, und diese Brigitte Warner sagte ja, es wäre nicht so sehr viel. Obwohl es ein unnennbares Glück sein muß, wenn sich die Lider über diesen smaragdgrünen Augen in Demut senken.“ Das Leben hatte eigentlich zu ihm nein gesagt damals, als er mit siebzehn Jahren über die Barriere der Gesetze sprang, als er zum erstenmal der junge Fürst Tervueren war, ohne es zu sein. Er wollte das Ja diesem feindseligen Leben aus den Zähnen reißen . . .

Er ging aus dem Schatten des Denkmals, dessen Silhouette riesengroß in dem Nachthimmel stand. Er ging durch enge Straßen. Da war eine kleine Kneipe, da soffen amerikanische Mannschaften. Er merkte es gar nicht, daß man ihn anglotzte. Er dachte nicht daran in diesem Augenblick, daß er die Distinktion eines belgischen Generals trug. Die Soldaten machten schwerfällig und mit verbissenem Zorn — was wollte ein General hier? — eine Art Ehrenbezeigung.

„Laßt euch nicht stören! Wir sind hier nichts als Kameraden. Wir sind alle zusammen von der Front.“ Er bestellte ein par Runden Gin. Er goß sich ein Wasserglas voll ein. Seine schmalen Hände umspannten grob das Glas. Hallo, das tat gut! „Eine Flasche!“

Hallo, das tat gut! Ein Unteroffizier erzählte eine Zote. Das war schon ganz recht so. Nur nicht fein tun! In der Schenke in Antwerpen war es auch nicht fein gewesen. Die feinen Leute sind stinkend langweilig.

„Gießen Sie doch ein, Wirtin!“ Er schlug dem dicken rheinischen Mädchen, das bediente, kräftig auf die Verlängerung des Rückens. „Komm, trink mit! Was hast du eigentlich für Augen? Grüne Augen hast du, Kind! Alle Rheinnixen haben grüne Augen.“

Die Dicke kicherte; die Soldaten starrten. Plötzlich fing der General an, aus vollem Halse zu lachen. Er lachte, daß ihm die Tränen in die Augen traten. Ein Unteroffizier trat bescheiden heran und erbot sich, den General nach Hause zu bringen.

„Wir wollen saufen und nicht solchen Unsinn reden!“ Er hob das dritte Wasserglas voll Branntwein zum Mund. Ach das tat gut!

Taumelnd verließ er endlich die Kneipe. Man müßte ein ganz großes Segelboot haben, das durch den Himmel fahren kann, mit großen lateinischen Segeln, entlang der Milchstraße. Ach, so im Nachtwind durch das Blau! Und Gin müßte an Bord sein, sehr viel Gin. Und am Steuer müßte Brigitte sitzen. Ja, sie müßte am Steuer sitzen! Das Boot konnte fahren da an den Sternen lang und irgendwo festmachen. Ich würde sie über Bord heben. Ich habe sie doch einmal schon so gehoben und im Arm gehabt . . . Wann war das? Es war doch . . .

Der Nachtportier brachte ihn zum Fahrstuhl. Charlie sagte: „Passen Sie aber auf das Boot auf!" Dann schlief er traumlos in seinem breiten, eleganten Hotelbett.

*

Austin Brown starrte auf den grünen Lampenschirm, der aus Papier war und die Lampe zu einer Dienstlampe machte. Er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die vielen Federhalter und gespitzten Bleistifte tanzten. „So geht das nicht! So geht das wirklich nicht, Austin!"

Er schrieb: „Dear Madam! Meine Pflicht als Offizier und Beamter der USA. zwingt mich zum Schweigen in einer Angelegenheit, in die Sie auch hineingezogen worden sind. Ich muß dieser Pflicht folgen, aber ich möchte Ihnen als Mensch den Rat geben, dem Fürsten von Tervueren" — er knirschte mit den Zähnen, als er diesen Titel schrieb — „die allergrößte menschliche Vorsicht entgegenzubringen. Ich darf mich leider nicht verständlicher machen, aber ich versichere Ihnen, daß dies der Rat eines Mannes ist, der Ihr Bestes will. Meine Warnung ist begründet, obwohl ich nicht in der Lage bin, sie Ihnen mit Einzelheiten belegen zu dürfen.

Mit Ehrfurcht treulichst der Ihre

Austin Brown, Staatskapitän des Nachrichtendienstes der amerikanischen Rheinarmee."

*

Charlie rief Taki. Er war selbst im Halbschlaf in seiner Rolle. Er war selbst im Halbschlaf der Fürst von Tervueren, der nach seinem japanischen Diener rief. Er wurde wach und begriff, daß Taki längst die Grenze des besetzten Gebietes überschritten hatte. Er hatte sich mit diesem Sohn der Hölle in Frankfurt im Palmengarten verabredet. Vielleicht kam Taki nicht? Diese hunderttausend Dollar waren jetzt etwas über vier Millionen Mark. Taki würde nie begreifen, daß es eben immer nur hunderttausend Dollar waren. Er würde diesem Eindruck unterliegen, daß er vierfacher Millionär sei. Treue? Treue kannte Taki nicht, das wußte Charlie, und vier Millionen würden mehr wiegen als die Angst vor ihm, der ihn jeden Augenblick an den Galgen liefern konnte.

Er stand unter der Brause; er fühlte es als etwas Ungewohntes, daß ihm kein Diener das Frottiertuch umlegte. Seine Gedanken von gestern abend waren verflogen, wie ein Rausch; er war in der Stimmung, daß er jeden niedergeschlagen hätte, der ihn nicht für den Fürsten Tervueren gehalten hätte. Er war in der Stimmung, weil er sie glaubte, weil dieser fast hysterische Glaube an sein Spiel die Stärke seines Panzers ausmachte.

Er ließ sich eine Pampelmuse kommen, Tee, gebratenen Speck, Toast, Marmelade. Er frühstückte ausgiebig, nachdem er die Säure der Frucht genossen hatte.

Um zehn Uhr telephonierte er: „Hallo! Ist dort Dorothy Warner? Gnädige Frau selbst am Apparat? Ja? Gnädige Frau: Zunächst eine vorbehaltlose nochmalige tiefste Entschuldigung! „Wir sind jung, und das ist schön!" sagt Ihr Goethe, und ich sage: „Wir sind jung, und das macht übermütig!" Ich will aber eigentlich gar nicht am frühen Morgen Goethe zitieren. Ich tue nur so. Also reiten wir? Haben Sie verziehen und reiten wir?"

Die Stimme von Brigitte war sehr kühl: „Wir reiten . . . Meine Kusine ist selbstverständlich von der Partie. Es war wohl nur eins der vielen Mißverständnisse dieser Mainacht, daß Sie vergaßen, sie aufzufordern?"

„Selbstverständlich", sagte Charlie. „Es war eins der vielen Mißverständnisse. Nur bitte ich Sie, mich nicht mißzuverstehen jetzt: Ich habe kein Wort zurückzunehmen; aber ich werde mich Ihren Wünschen fügen. Wo treffen wir uns?"

„Ich schlage vor", sagte Brigitte, „wieder in dem kleinen Winzerhaus, wo wir uns gestern sahen. Dorothy wird die Pferde hinaufführen lassen. Übrigens habe auch ich etwas Ernsthaftes mit Ihnen zu besprechen."

„Etwas Ernsthaftes?" fragte Charlie.

„Jawohl: etwas Ernsthaftes."

„Kann man nicht . . .?"

„Nein, man kann nicht . . . Auf Wiedersehen um elf Uhr!"

Charlie ging zu dem großen Automobilgeschäft. Der Besitzer erkannte ihn sofort, denn das Bild von Charlie hatte ja in allen rheinischen Blättern gestanden. Charlie fragte: „Welches ist Ihr bester Wagen?"

Der Mann antwortete mit hundert Redensarten. Von der Ehre, den Fürsten bedienen zu dürfen, von der Fabelhaftigkeit der Firma, die er vertrete.

Charlie sagte: „Sie müssen wissen, daß ich etwas davon verstehe. Ich brauche einen starken, dabei wendigen Wagen; außerdem einen guten Chauffeur. Hier haben Sie fünfzig Pfund Anzahlung; den Rest wird die Hofkammer in Brüssel senden. Der Wagen hat in einer halben Stunde mit dem Chauffeur vor meinem Hotel zu stehen. Geht das, oder geht es nicht?"

Der deutsche Besitzer hatte längst das Multiplizieren gelernt. Er fragte: „Werden Hoheit den ganzen Betrag in Valuta zahlen?"

„Selbstverständlich", sagte Charlie. „Meine Einnahmen sind ja auch nur in Valuta. Geht es, oder geht es nicht?" fragte er noch einmal in das fieberhafte Rechnen des Vertreters hinein.

„Der Wagen wird in einer halben Stunde mit doppelter Bereifung vor dem Hotel stehen, Hoheit. Ich danke Hoheit. Ich bin Hoheit ergebenster Diener!"

„Wenn ich Rheinländer wäre, würde ich an einen belgischen General vielleicht auch einen Wagen verkaufen", sagte Charlie, schon an der Tür stehend, „aber ohne ergebensten Diener." Er fühlte sich immer als Fürst Tervueren, aber irgendwo unter der Rinde seines äußeren Wesens war er ein Deutscher, fühlte er, daß er ein Deutscher war.

Der schwere Achtzylinder-Wagen, das neueste Produkt der Automobilindustrie, stand pünktlich vor dem Hotel. Der Chauffeur, ein junger und blonder Rheinländer, hielt die Hand am Schlag. Es war drei Viertel elf.

Charlie fragte den jungen Menschen sofort: „Wo sind Sie geboren?"

„In Bacharach", sagte der Mann.

„Das ist eine wunderschöne Stadt!"

Der Chauffeur blieb stumm.

„Sie fahren wohl nicht gern einen Belgier?"

„Nein", sagte der junge Mensch.

„Das ist eine verständliche Antwort, ich liebe die Ehrlichkeit", sagte Charlie. „Aber Sie hören ja: Ich spreche Deutsch. Ich hatte eine deutsche Mutter."

Der Mann hielt stumm den Schlag offen.

„Sie gefallen mir", sagte Charlie. „Wir werden über die Angelegenheit noch reden. Sie sollen mich auf einer größeren Reise begleiten, wenn es Ihnen recht ist."

„Das kommt auf die Bedingungen an", sagte der Mann aus Bacharach.

„Ausgezeichnet! Also fahren Sie jetzt zunächst den Weg nach Ehrenbreitenstein hinauf und dann rechts ab nach dem kleinen Winzerhäuschen!"

„Wo die tolle Generalstochter ist?"

„Ganz recht", sagte Charlie. „Fahren wir!"

Als das Auto anfuhr, fielen leichte Regentropfen. Noch vor dem Ziel waren die Scheiben vor Nässe triefend. Ein sanfter, gleichmäßiger Frühlingsregen, der das Land duften ließ. Ein wundervoller, weicher Regen. Charlie dachte: Verdammt, jetzt werde ich sie nicht sehen! Der Himmel ist dagegen. Ich bin gegen den Himmel, ich will sie sehen . . . Er sah das Häuschen, den kleinen, naß glänzenden Platz davor, auf dem die Pferde gestern gestanden hatten. Leer.

„Wenden Sie dort am Haus!" Die Tür stand offen. „Halt!" Er sprang heraus.

Auf der breiten, weißgestrichenen Holzbank saß allein Brigitte. Sie reichte ihm die Hand. „Catherine ist mit den Pferden noch unten. Wir wollten nicht, daß die Tiere naß wurden. Ich habe auf Sie gewartet. Ich hatte Ihnen ja

telephonisch versprochen, daß ich Ihnen etwas Wichtiges zu sagen hätte."

„Sie sind ganz feierlich, Brigitte Warner. Habe ich wieder etwas verbrochen?"

Er setzte sich neben sie und nahm spielerisch ihre Finger. Den kleinen Finger, den Ringfinger, den Mittelfinger, und dann nahm er leise die ganze Hand und streichelte sie. Immer die Hand streichelnd und immer die einzelnen Finger mit den seinen verflechtend.

Brigitte ließ es geschehen. Sie fragte: „Was haben Sie sich eigentlich gestern im Park gedacht, Hoheit?"

„Was ich gesagt habe. Sehen Sie, Brigitte Warner: Es ist ja nicht so, wie Sie gestern schon sagten, daß ich ein Primaner wäre auf diesem schönsten Felde der Liebe. Vielleicht bin ich auch verwöhnt, vielleicht sogar verdorben. Aber noch einmal, Brigitte Warner: Ich liebe Sie. Sie müssen nicht glauben, daß ich diese Worte so leicht weggebe! Ich pflege die Frauen ohne Liebesgeständnis zu küssen, und sie haben selten etwas dagegen."

„Liebe", sagte Brigitte, „immer Liebe! Ach, ich habe ein ganz anderes Leben hinter mir, als Sie denken. Ich bin voll Argwohn und voll Bitterkeit; aber", sie sah ihn jetzt ruhig und voll an, „Sie sind klug genug, um zu wissen: Wenn ich nichts für Sie übrig hätte, wäre ich jetzt nicht hier. Und ich will Ihnen sagen: Der Regen hat nicht nur den Weingärten gutgetan . . ." Sie öffnete ihre Handtasche. „Zunächst bitte ich Sie, diesen Brief zu lesen."

Charlie las: „Dear Madam!" Er sah auf die Unterschrift: „Truly yours Austin Brown." Er wußte, daß sie sein Gesicht, daß sie jede Bewegung von ihm jetzt beobachtete. Er wußte, daß seine Nerven ihn nicht im Stich lassen durften. Als er zu der Stelle kam: „. . . dem Fürsten von Tervueren die allergrößte menschliche Vorsicht entgegenzubringen", sprang er auf.

„Der Kerl ist verrückt. Es ist eine Unverschämtheit. Verzeihen Sie, bitte, meinen Ausdruck! Das ist der Dank dafür, daß ich ihm neulich mitten in der Nacht eine wichtige Nachricht gab. Ein Lump, scheint mir." Auf einmal veränderten sich seine Züge. Seine grauen Augen lächelten. „Ach, Brigitte Warner, der Brief ist mir sonst unverständlich. Er liebt Sie! Und er ist so sehr Nachrichtenoffizier, daß er zu diesem fatalen Mittel greift, mich von Ihnen fernzuhalten."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gläschen Tokayer

Skizze von **Georg Spohn-Almada.**

„Sir Horace Grimmith bittet Honorable Mc Pherson, ihn am 8. dieses Monats zu einem Gläschen Tokayer aufzusuchen."

Mc Pherson steckte die Karte ein. Wer war doch dieser Mister Grimmith? Richtig, der rötliche Spitzbart, den er bei Philias Scott, seinem zukünftigen Schwiegervater, kennen gelernt hatte. Er führte die Geschäfte für die Scotts, war Notar oder so was und stets im Hause. Was wollte der von ihm? Er hatte ihn kaum einmal gesprochen.

Immerhin, da es eine den Scotts nahestehende Persönlichkeit war, die ihn einlud, so beschloß er, der Einladung Folge zu leisten.

Horace Grimmith empfing ihn sehr freundlich.

„Bitte, nehmen Sie Platz, Mc. Pherson. Hoffentlich hat Sie meine Einladung nicht in einer angenehmeren Beschäftigung gestört, denn bei Gott, es gibt angenehmere Beschäftigungen als diese."

Jeder andere wäre bei diesen Worten unruhig geworden. Mc Pherson sah sich nur Horace Grimmith etwas genauer an. Es kam ihm vor, als wenn der Spitzbart ein wenig grinste.

„Darf ich eigentlich erfahren, Mister Grimmith, was mir die Ehre verschafft, als Gast in Ihrem Hause weilen zu dürfen?"

„Gern und sofort. Sie lieben Liane Scott und sind mit ihr verlobt?"

„Sie wissen das genau so gut wie ich, denn Sie sind ja der Berater des Hauses."

„Als eben dieser Freund des Hauses frage ich Sie jetzt: Lieben Sie Liane Scott?"

Mc Pherson mußte darüber lächeln, daß jener die Frage in fast dramatischem Ton stellte.

„Ich glaube nicht, Mister Grimmith, daß Sie ein Recht haben diese Frage an mich zu richten."

„Auch dann nicht, wenn ich Ihnen sage, daß ich Liane liebe und alles daran setzen werde, sie zu besitzen?"

Mc Pherson dachte eine Weile nach.

Dann hob er den Kopf.

„Sagen Sie, warum spielen Sie mir hier eine Komödie vor?"

„Komödie, wenn ich mein Herz ausschütte?"

„Ja, Komödie, denn ich glaube Ihnen nicht, daß Sie Liane Scott von Herzen lieben. Wenn etwas von Gefühl in Ihnen ist, dann ist es für Lianes Geld."

Nun grinste Grimmith.

„Um so mehr werde ich mein Ziel verfolgen."

„Wenn es Ihnen Spaß macht."

„Und Sie werden mich nicht hindern?"

„Nein. Aber ich werde Ihnen das Genick umdrehen, wenn Sie sich Liane in unverschämter Weise nähern."

Nun behauptete Grimmith, daß alles ein Scherz gewesen sei.

„Und nun wollen wir ein Gläschen Tokayer miteinander trinken, ja?"

„Bitte."

Horace Grimmith klingelte dem chinesischen Diener. Der erschien mit unbeweglichem Gesicht und nahm den Auftrag, Wein zu bringen, in Empfang.

Bald standen zwei geschliffene Baccaratgläser auf dem Tisch, gefüllt mit Tokayer.

„Prosit", sagte Grimmith und hob das Glas gegen das Licht.

„Sehr zum Wohle", antwortete Mc Pherson und trank sein Glas auf einen Zug leer.

Als er aufsah, grinste Grimmith in fast peinlicher Unverschämtheit.

„So, mein Lieber, nun sind wir etwas weiter. Sie waren eben so freundlich, fünf Gramm reines Arsen in einer schnell wirkenden Bindung zu trinken. Wenn Ihnen etwas an Ihrem Leben liegt, so werden Sie die Freundlichkeit haben, mir schriftlich zu bestätigen, daß Sie für jetzt und alle Zukunft auf Liane verzichten. Dann kann ich Ihnen ein Gegenmittel geben. Sonst aber . . ."

Mc Pherson zitterte nicht.

Ruhig holte er aus der Hosentasche einen Browning und legte ihn vor sich auf den Tisch.

„Mister Grimmith, Sie müssen sich Dümmere aussuchen. In zwei Minuten werde ich auf der Straße sein. Lediglich der Umstand, daß Sie dem Hause meines Schwiegervaters solange verbunden sind, bestimmt mich, Sie für diesen Dummenjungenstreich nicht zu strafen. Bestellen Sie, bitte, meinem Schwiegervater, daß ich ganz der Mann bin, den er in mir sehen wollte und daß die von ihm befohlene Prüfung zu meinen Gunsten ausgefallen ist. Auch der nahe Tod konnte mich nicht bestimmen, Liane aufzugeben."

Grimmith staunte.

„Sie wußten, daß alles bestimmt war?"

„Ja."

„Woran haben Sie das erkannt?"

Mc Pherson nahm ein Blatt vom Tisch.

„Während unserer ganzen Unterhaltung, mein lieber Grimmith, lag die Kopie des Briefes meines Schwiegervaters auf dem Tisch, in dem er Sie bittet, mein Herz durch diese Wildwestmethode zu prüfen. Das war unvorsichtig von Ihnen. Übrigens, Ihr Tokayer war sehr gut. Vielleicht empfehlen Sie mir zur Hochzeit Ihren Lieferanten. Good bye . . ."

Als sich Grimmith im Spiegel sah, machte er sich selbst den Eindruck eines Ziegenbockes, den man geärgert hat.

Beobachte einmal . . .

Beobachte einmal — einen Menschen, der abreisen will, dadurch lernst du sein Temperament kennen.

*

Beobachte einmal — wie jemand mit einer Enttäuschung fertig wird, und du wirst wissen, mit wem du es zu tun hast.

*

Beobachte einmal — die Menschen als Publikum — gleichviel was sie gerade sehen und hören —, das ist sehr aufschlußreich.

*

Beobachte einmal — dich selbst, doch nicht mit deinen eigenen Augen, sondern mit fremden Augen: dann wird dir manches erst im rechten Lichte erscheinen.

*

Beobachte einmal — eine Frau, die in den Spiegel schaut, dann siehst du erst ihr wahres Gesicht.

*

Beobachte einmal — einen Menschen, der sich allein glaubt, dadurch lernst du ihn besser kennen, als wenn du dich oft stundenlang mit ihm unterhältst.

*

Beobachte einmal — am Bahnhof die Gesichter abschiednehmender Ehepaare beim Abschied und nachher, und du kennst ihre ganze Ehe!

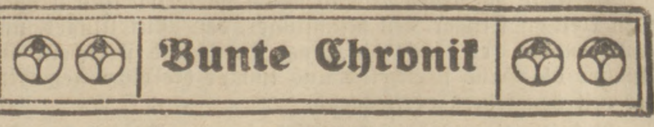
*

Beobachte einmal — wie oft ein Mensch in der Unterhaltung das Wörtchen „ich" gebraucht, und du weißt, was du im Notfall von ihm zu erwarten hast.

Johann Adams.

Wo sind die Möven von der Salzseestadt?

Im Tabernakel, ihrem Tempel in der Salzseestadt, liegen die Mormonen auf den Knien und beten: „Herr, schick uns die Möven, damit sie uns retten! Schick sie uns, wie Du es in den Tagen unserer Väter getan hast. Rette Dein Volk!" Denn unabsehbare Schwärme großer Heuschrecken sind über das fruchtbare Talbecken hereingebrochen, in dem die Mormonen ihren Staat im Staate haben. Man versuchte der Plage mit giftigen Chemikalien zu begegnen, die aus Flugzeugen auf die bedrohten Felder gespritzt wurden, aber die Heuschrecken blieben. Und da erinnerte man sich an das Begebnis, das sich vor 84 Jahren schon einmal zugetragen haben soll und von dem die alten Mormonen sich noch erzählen: Das Wunder der Möven von der Salzseestadt. Von ihrem Apostel Brigham Young geführt, waren damals die 1700 Mormonen aus dem Osten in das Talbecken des Großen Salzsees gekommen. Ein Jahr später breiteten sich Felder aus, wo früher nur Sümpfe waren. Doch spät im Mai, kurz vor der Getreideernte, verdunkelten plötzlich schwarze Wolken den Himmel im Westen. Unabsehbare Schwärme von Heuschrecken fielen über das Tal herein. Das Klappern ihrer Flügel klang wie das ferne Rollen von Ochsenwagen. Dann und wann flog ein Schwarm auf und wurde vom Wind in den See getrieben. Am anderen Tage häuften sich die toten Insekten zu Milliarden am Strand und verpesteten die Luft. Die Mormonen arbeiteten Tag und Nacht, um der Plage zu begegnen. Sie gruben in fieberhafter Eile Gräben um ihre Felder und trieben die Heuschrecken mit Weidenbesen in das Wasser. Doch für jedes ertrinkende Tier traten drei neue auf. Verzweiflung lastete über dem Tal, und die Mormonen dachten schon an die Flucht. Die Legende berichtet, sie hätten sich alle noch einmal gemeinsam auf die Knie geworfen und um Errettung gefleht. Und plötzlich wären am westlichen Himmel Riesenschwärme von Möven aufgetaucht und hätten sich über die Heuschrecken hergestürzt. Wenige Tage später soll von der Plage nichts mehr übrig geblieben sein. Und nun flehen die Mormonen wieder zu ihrem Schöpfer und bitten um Rettung von der Plage. Dieses Mal aber wäre es wirklich ein Wunder, kämen die Möven. Denn es ist Juli, und die weißen Segler sind, wie stets in dieser Zeit, hoch oben im Norden an der Küste des Stillen Ozeans.



Eine Kometenfamilie entdeckt.

Ein interessanter Fall kosmischen „Familienlebens" wurde kürzlich am Himmel festgestellt. Am 21. Juni meldete eine Sternwarte in Arizona einen neuen Kometen, ein an sich belangloses astronomisches Ereignis. Aber vier Tage später kam aus Algier die Nachricht, daß man auch dort einen neuen Kometen aufgefunden habe, der in jeder Beziehung dem ersterwähnten glich, so daß man beide Himmelskörper schon für identisch hielt. Bald stellte sich indessen heraus, daß es sich um zwei verschiedene Schweifsterne handelte. Neuerdings hat man nun in Belgien in weniger als einem Bogengrad Abstand von den beiden anderen noch einen dritten Kometen gefunden. Es handelt sich ganz offenbar um durch den Zerfall eines größeren Kometen entstandene neue Schweifsterne, die in engster Gemeinschaft weiterhin den Himmelsraum durcheilen.

Das Lager der Weiberfeinde.

In der Nähe des englischen Ortes Coventry ist jetzt ein eigenartiges Lager aufgeschlagen worden. Es umfaßt eine Reihe von Holzhäusern und Zelten, die durch ein hohes Stacheldrahtgitter von der Außenwelt abgetrennt sind. An dem Gitter sind überall Tafeln angebracht, die in großen Buchstaben verkünden, daß jedem weiblichen Wesen der Zutritt auf das strengste untersagt ist. In dieser sonderbaren Kolonie haben sich 320 Männer jeden Alters und jeden Standes zusammengefunden, die durch das Gelübde der Frauenfeindschaft vereint sind. Sie gehen in der Abneigung gegen das weibliche Geschlecht so weit, daß aus ihren Unterhaltungen sogar jede Erwähnung einer Frau, jede Beziehung auf das weibliche Geschlecht verbannt ist. Man darf vermuten, daß sie alle üble Erfahrungen gemacht haben mögen, entweder mit der angetrauten Gattin oder mit einer Braut oder einer Geliebten. Dadurch sind sie auf den Gedanken gekommen, sich von den Frauen vollkommen loszusagen. Sie leben in schöner Eintracht und erhalten noch beständig Zugang von anderen Leidensgenossen. Wie lange sie freilich dieses Einsiedlertum aushalten werden, ist eine andere Frage.



Lustige Ecke



Logik der Frauen.

Ehemann zu einem Bekannten:
„Ich bin nun zehn Jahre mit meiner Frau verheiratet und kenne mich nicht aus mit ihr. Wenn ich ins Theater wollte, wollte meine Frau ins Kino, wollte ich ins Kino, wollte sie ins Theater. Weil ich nun gestern abend unbedingt ins Theater wollte, sagte ich vorsichtshalber, ich wollte ins Kino — und was soll ich sagen — da wollte sie plötzlich auch ins Kino!"

*

Voreilig.

„Hat dein Bräutigam auf den Knien gelegen, als er um dich anhielt?"
„Er konnte nicht — ich saß darauf!"

*

Der freche Stift.

Chef (ins Nebenzimmer rufend): „Wie häufig habe ich nun schon gesagt, daß Sie bei der Arbeit nicht pfeifen sollen!"
Stift: „Ich arbeite ja auch gar nicht — ich pfeife bloß!"

Verantwortlicher Redakteur: J. V. Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.